

„Letztes Jahr in Marienbad“

Anmerkungen zu einem mit dem Goldenen Löwen von Venedig ausgezeichneten Film

Es ist unter Fachleuten ein Streit darüber ausgebrochen, was eigentlich bei diesem Film wichtiger sei, das Buch (das von vornherein ein Dreh-Buch war), oder der durch den Regisseur Alain Resnais geschaffene Film. Oft neigt man dazu, dem Buch, das Alain Robbe-Grillet geschrieben hat, die Priorität zu geben, doch ist es ein müßiger Streit, denn der Autor sagt im Vorwort zu seinem im Carl Hanser Verlag, München, erschienenen Drehbuch, daß Resnais und er selbst „über alles einer Meinung“ waren. Weiter betont er, daß im Verfolg der Arbeit wiederum ihre „völlige Übereinstimmung“ festgestellt wurde.

Als der Film fertig war, fand Robbe-Grillet nur „hier eine Liebkosung, die ich mir etwas weniger deutlich, dort eine bewegte Szene, die ich mir ein wenig spektakulärer vorgestellt hatte“. Immerhin waren diese winzigen Abweichungen der Grund dafür, daß die Absicht, „unsere Namen gemeinsam unter das Ganze zu setzen, ohne dabei Drehbuch und Inszenierung voneinander zu trennen“, fallengelassen wurde.

Der Film liegt nun vor. Er macht seinen Weg durch die Gilde-Theater und Studios und erweist sich als ein Monstrum, dem man entweder auf Anhieb verfällt oder das man nach der Hälfte des Ablaufs verläßt. Beides kann man beobachten. Das Ganze ist eine Fiktion. Zwar ist alles echt an Dekors, denn man hat die bayerischen Schlösser Nymphenburg und den Park von Schloß Schleißheim zur frostigsten Jahreszeit bemüht, doch wurde dieser Eindruck sofort wieder aufgehoben dadurch, daß man sie zu einem Luxushotel für Müßiggänger gemacht hat, in dem aber kein Restaurant existiert. Die Leute leben buchstäblich von der Luft, von der Neugierde, vom Kartenspiel (oder Domino) und vom Schießen nach Pappkartons. Das „Leben“ dieser Larven ist recht eigentlich ein vorverlegter Tod.

*

Der Film beginnt mit einem bornierten Abfotografieren der barocken Decken, der Korridore, der Säle (erleuchtet sind sie nie) und des abgezirkelten Parks. Ein Sprecher erzählt dreimal dasselbe über das, was man ohnehin sieht, bis endlich menschliche Gestalten auftauchen.

A, das ist die Frau, scheint einen Ehemann, der M genannt wird, zu haben. Er ist ihr sehr kulanter Aufpasser. Hinzu kommt (das ewige Dreieck!) der Herr, der als X bezeichnet wird. X hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Frau durch beschwörende Reden davon zu überzeugen, daß sie ihn liebt, ja daß sie ihn bereits geliebt hat (daher der Titel „Letztes Jahr in Marienbad“). Sie flieht, hat Angst, kann aber nicht hindern, daß etwas „hängen“ bleibt, und so steigert er sie und sie sich selbst in eine phantastische Gefühlswelt hinein, in der Liebe, Vergewaltigung, Mord figurieren. Das äußert sich öfters in sensationellem Aufschrei vor versammelter Gesellschaft, und es endet damit, daß sie sich gehen läßt, mit X natürlich, und was daraus wird, kann man in solch frostiger Umwelt erraten oder auch nicht. M hat dafür nur ein entgegenkommendes Achselzucken.

*

Die Mittel, deren sich der Regisseur Resnais bedient, klingen bereits bei seinem schönen Film „Hiroshima — mon amour“ an. Der Autor Robbe-Grillet bewunderte an Resnais' Werk die strenge Komposition, erkannte aber auch seine „eigenen Bemühungen um eine etwas zeremoniöse Gründlichkeit“ wieder, „eine gewisse Langsamkeit und einen Sinn für das Theatralische, manchmal sogar jene Starrheit der Haltungen und Strenge der Gesten, der Worte und des Dekors, die gleichzeitig an eine Statue und eine Oper denken lassen“. Dies alles nun findet man in dem gemeinsamen Werk der beiden Franzosen gesteigert wieder, und man könnte „Marienbad“ alle jene schmückenden Beiwörter mitgeben, die Robbe-Grillet potenziell in Resnais erkannt und begrüßt hatte.

Interessant ist nun, daß die Darstellerin der A, Delphine Seyrig, einen weiteren Seyrig Francis, mit in den Film gebracht hat. Er zeichnet für die Orgelmusik im seriellen Stil, die den Zuschauer nur für Überraschungspausen von prägnanter Kürze aus den Klauen (so darf man hier sagen) läßt. Es ist nämlich so, daß der Film bei seinem langsamen Tempo, das zuweilen Zeitlupencharakter annimmt, die Musik das Vakuum durch Übertreibung wieder aufholen läßt. Ohne diese gewalttätig barocke Musik einer bis zum letzten Register ausgenutzten Orgel möchte sich zuweilen ein Gähnen und gar ein Nickerchen (sogar beim Wohlmeinenden) einstellen.

Die Kamera arbeitet zuweilen mit Effekten, die der Mottenkiste des Frühfilms entstammen, so mit Requisiten, die man in jeder Cinemathek in der frühesten Abteilung findet, wie Flügeln aus weißen Federn, verlorenen Damenschuhabsätzen, die einen wogenden Gang der Diva herbeiführen.

Und — als ob es ein Witz sein sollte: der Film erhielt den Prix Méliès. Méliès war der „Erfinder“ Disneys. Er zeigte schon vor der Jahrhundertwende seine Zeichentrickfilme, in denen es zuweilen zugeht wie in gewissen Schlafzimmerszenen des neuesten Films von Resnais und Robbe-Grillet.

Hans Schaarwächter

1962